Michael Götting

Contrapunctus

Roman

Ich spüre wie das fette Fleisch am Hals meiner Tante Bi an der Innenseite meiner Hand zergeht. Meine verschwitzten Hände. In meiner Panik war's das Erste, wonach ich gegriffen hab. Als die Dunkelheit sich vor mich schiebt, suche ich darin mit meiner anderen Hand nach Onkel Simis Schlips, der seine Nähe durch den Satz »Na, Indigo, ist dir nicht gut?« verrät – und dessen Atem in ein jämmerliches Röcheln übergeht, als ich den Schlips dann finde und kräftig daran ziehe.

Ich möchte mich entschuldigen. Ich möchte alles erklären, kann nicht sprechen, nicht, wenn dieser Zustand mich so packt und wegreißt aus der Welt.

Ein dumpfer Schmerz, wenn die Kniescheiben auf den harten Untergrund schlagen. Dann schießt noch kurz die Sorge um die anderen Glieder durch das Hirn, vor allem den Kopf, ja, den Kopf vor allem.

Danach ist alles still. Tiefe Finsternis. Die Sinne ziehen sich zurück in eine innere Welt. Da ist die Angst, die diese Ohnmachtsanfälle immerzu begleitet. Die Angst vor dem, was mir bevorsteht, wenn die Dunkelheit, die Stille kommt, die Ungewissheit meiner Sinneswelt und ihre unbekannten Pfade. Die Angst davor, dass es da keine Rückkehr gibt.

Flügelschläge eines Vogelschwarms flattern durch das Hirn. Ein dumpfer, tiefer Ton schwillt zuerst an, wird leiser und verstummt dann schließlich. Irgendwo dreht jemand an der Wählscheibe eines alten Radios und ich empfange verrauschte und piepsige Nachrichten aus einer Welt, die scheinbar fern und doch ganz nah ist, weil ich sie in mir trage.

Wieder Stille. Die Dunkelheit hält mich noch immer fest umschlossen. Ich warte auf Olaudah, meinen Dämon, der mich durch meine Nacht begleitet.

Rutha-Pong

Der Türöffner summt. Ich drücke die Tür auf. Das Schloss schmatzt. Ich gehe rein. Hinter mir fällt die Tür weich ins Schloss. Ein paar Schritte nur, dann stehe ich in einem Vorraum aus Glas vor einer weiteren Glastür, die in den Raum führt, in dem sie die Personalien kontrollieren. Der Typ im Innern sieht mich an, als sei ich ein Büschel Unkraut. Gefängnisse gehören nicht zu den Orten, die ich freiwillig aufsuche. Nicht, dass ich kamerascheu wäre, aber die ganze Durchcheckerei meiner Identität macht mich nervös, diese ganze Situation, in der sich alles zu verdichten scheint, was ich in diesem Land, in dieser Stadt ertragen muss.

Nachdem sie mich im Glashaus eine Weile stehen gelassen haben, um mich anzugaffen, öffnet sich die zweite Glastür mit dem gleichen Summen wie die erste. Ich trete ein und stehe vor einem großen Fenster aus dickem Glas. Dahinter sitzt ein Typ in Uniform: der Summerdrücker. Ein junger Kerl mit strähnigen dunkelblonden Haaren, einem hageren Gesicht, Spitzbart und einer Brille, die verdammt dicke Gläser hat. Jungs wie er sind mir im Leben schon oft über den Weg gelaufen. Fans von Heavy-Metal-Bands. Vielleicht ist er ein Mosher, der bei Konzerten von der Bühne springt, sich auf Händen durch die Halle tragen lässt und den Hals davon nicht vollkriegt.

Er lächelt. Ich möchte ihn auch anlächeln, kann aber nicht. Meine Gesichtsmuskeln sind zu angespannt.

»Tach«, sagt er und legt seine Hand von innen an den schmalen Spalt unter der Fensterscheibe. »Tach«, sage ich und krame in der Innentasche meines Mantels nach meinem Ausweis und dem Besucherschein.

Bis hierhin kenne ich die Prozedur. Vor etwa einer Woche haben sie mir einen Entlassungsbescheid zugeschickt und ich bin hergekommen. Die Sache stellte sich als eine Ente raus. Reine Verarsche. Und der Mosher hinterm Fenster gab mir brillerückend zu verstehen, dass sich die Entlassung verschiebt. Ich war froh. Das geb ich jetzt mal ganz offen zu. Ich wollte die Zeit, die sie mir so überraschend gegeben hatten, dazu nutzen, mit meinem Leben auf Olaudahs Entlassung zuzugehen. Aber heute muss ich feststellen: ich bin wieder nur davongelaufen.

»Na? Ein neuer Versuch?«, fragt der Mosher und zeigt beim Lächeln sogar seine Zähne.

»Ja«, antworte ich, »mal sehen, ob's heute klappt.«

»Wird schon.«

Er hält meinen Ausweis in der Hand, öffnet das Ding und hält es sich dann so dicht vors Gesicht, dass ich denke, er wird sich damit die Nase plattdrücken. Anschließend dreht er ihn und betrachtet das Dokument von außen.

»Amerikanischer Ausweis!?«

»Tatsache?«

»Beim letzten Mal war es ein Deutscher, wenn ich mich nicht irre.«

»Ah, dann hab ich das wohl verwechselt. Ich hab meine Brille nicht auf. Wollen sie mich jetzt wegen doppelter Staatsbürgerschaft verhaften?«

»Nee«, sagt er, wedelt mit der Hand und blättert dann in meinem Ausweis rum, landet schließlich auf der Seite mit dem Passfoto und den Daten. Durch seine dicken Brillengläser schaut er mich über den Rand des Dokuments hinweg an. »Rutha-Pong.« Er fängt an zu grinsen. Mann, wie ich die Vielfalt liebe, mit der die Menschen hier auf meinen Namen reagieren.

»Ach, stimmt ja«, sagt er, »sie waren die Frau mit diesem wundervollen Namen.«

»Wundervoll? Viele Leute finden ihn schrecklich, meine Mutter hasst ihn!«

Er fährt mit seinem Zeigefinger über das Papier und liest: »Five-foot-eleven. Wie viel wäre das in Meter ausgedrückt?«

Er will's ganz genau wissen. Ich weiß nicht, ob das daran liegt, dass der Pass diesmal nicht deutsch ist, die Person auf der anderen Seite der Scheibe aber schon.

»Etwa Eins-achtzig«, sage ich.

»Sie wirken größer.«

»Ich hab hohe Schuhe an «, sage ich. Er hebt kurz das Kinn, klappt den Ausweis zu und schiebt ihn dann mit einer flinken Bewegung durch den schmalen Spalt zu mir herüber.

Als ich mich schon umgedreht und den Pass zurück in meine Innentasche geschoben habe, höre ich noch seine Stimme aus dem Glaskasten rufen: »In Accra war ich übrigens auch mal.«

Ich nicke nur, ohne mich noch einmal umzudrehen. Jungs, die mir erzählen, sie seien in Ghana gewesen, machen mich misstrauisch. Was wollen die da, frage ich mich? Sich im Hotelkomplex verschanzen? Am Touristenstrand liegen und dem Hotelfotografen Bilder abkaufen, auf denen spielende schwarze Kinder zu sehen sind?

Ich hab ein anderes Ghana kennengelernt. Es gibt so viele Ghanas, dass ich denke, dass es Ghana eigentlich gar nicht gibt, sondern nur den Namen und das, was man sich darunter vorstellt. Weiß nich'. Es ist auf jeden Fall nicht dasselbe, nicht das Ghana, das ich meine, wenn ich sage: Ghana.

Der Summer summt. Ich drücke die nächste Tür auf. Das Schloss schnalzt auch schon wieder. Ich trete ein. Mir gegenüber steht ein Typ, der eine große Lupe ohne Glas in der Hand hält: sein Metalldetektor.

»Ihr habt hier verdammt viele Türen.«

»Sie!«, brummt er. Ein kleiner fetter Mann mit schwitziger Haut, der mich mit verkniffenem Gesicht anschaut.

»Sind sie nich' die Frau von der Plakatwerbung für den Kaffe'?«

»Nein, Mann, was soll das!?«, antworte ich und versuche, ihn mit meinem Blick einzuschüchtern, mit meiner Größe, dem imposanten Teil meiner exotischen Aura.

Er brummt wieder und klopft dabei verlegen mit dem Metalldetektor auf seine Handfläche. »Ich muss Sie abtasten«, sagt er, »bitte breiten Sie mal die Arme aus.«

Ich breite die Arme aus. Er fängt unten an, nimmt's genau, tastet sogar auf meinen Schuhen herum, scheint unter meine Sohlen schauen zu wollen. Ich spüre seine Hände auf der Haut meiner Unterschenkel höher kommen wie zwei Saugnäpfe. Hoffentlich hinterlässt er keine Feuchtigkeitsflecken auf meiner Strumpfhose, die hab ich mir extra für diesen Tag gekauft.

Die Oberschenkel und das Becken kontrolliert er mit der Lupe.

»Kann man damit auch Ultraschall machen?«, frage ich, als er mit dem Metalldetektor über meinen Bauch geht.

»Häh?« Er richtet sich auf und dabei knacken seine Knie wie zerbrechende Äste.

»Ultraschall, ich meine, ob sie sehen könnten, ob da was Kleines drin ist?«

Er wischt sich mit der Hand den Schweiß von der Stirn und betrachtet die feuchte Handfläche. »Nee«, sagt er dann und schaut mich dabei gleichgültig an, »Ultraschall kann ick nich'.«

Er geht wieder in die Knie, fängt wieder ganz von vorne an, arbeitet sich von meinen Sohlen hoch über die Knöchel zu den Unterschenkeln, über die Oberschenkel, das Becken, den Arsch, den Bauch, versteckt sein Gesicht hinter der Lupe, als er über meine Titten fährt. Ich halte die Luft an und denke: Junge, wenn du die berührst, dann scheppert's.

»Sie können die Arme jetzt wieder runternehmen.« Seine Hand liegt auf meinem Rücken und ich folge ihrem leichten Druck. »Durch die Tür da!«, der freie Arm deutet an meinem Kopf vorbei zur nächsten Tür hinüber. Diesmal ist es eine aus grauem Stahl.

»Auf den Hof raus, da bitte warten!«

An der Tür hängt ein Schild. Wenn ich nah genug rangehe, kann ich es sogar lesen: VORSICHT TREPPE. Ich öffne die Tür und dahinter ist tatsächlich eine schmale Eisentreppe, die hinunter in einen von grauen Mauern eingeschlossenen Hof führt. Auf der anderen Seite steht eine rot lackierte Bank. Ich setze mich hin und wünsche mir eine Zigarette.

Nach sechs Jahren kommt Olaudah heute endlich raus. Als mir der Entlassungsbescheid ins Haus geflattert ist, hab ich gedacht: wow, jetzt kommt das Examen und ich hab mich kein bisschen darauf vorbereitet. Ich lieg in meinem Leben wie in einer bis zum Rand gefüllten Badewanne. Wenn Olaudah mit einsteigt, läuft die Wanne über und das zu erwartende Szenario sieht so aus: Das Wasser überschwemmt das Badezimmer, sickert durch den Boden, sickert durch die Decke des Nachbarn nach unten, weicht die Mauern auf und dann fällt das Haus zusammen. Ich sag's mal völlig unmetaphorisch: Ich habe einen Sohn. Olaudah auch. Es ist derselbe Junge: Malik.

Malik ist fünfeinhalb. Vielleicht muss ich mich jetzt daran gewöhnen, den Jungen »unser Sohn« zu nennen. Zuhause vor dem Spiegel habe ich es ausprobiert und auch noch andere Dialoge, in denen irgendwann immer die Zeile – »Du, ich muss dir was sagen« – vorkam.

Malik denkt, dass sein Vater ein anderer ist. Er denkt, sein Vater sei mein Freund Habibi. Olaudah hat er nie gesehen.

Der rote Lack auf der Holzbank ist trocken und rissig und die kleinen Plättchen biegen mir ihre Enden entgegen, betteln darum, von mir beknibbelt zu werden. Ich kümmer mich um sie, schiebe meine Fingernägel zwischen das Holz und den müde gewordenen Anstrich und dann geht's nur noch *knips, knips, knips, bis* der trockne Lack zu homöopathischen Dosen zerkleinert ist.

Habibi

Irgendeine unsichtbare Kraft reißt an dem Band, das uns zusammenhält.

Am Morgen komme ich zu Ruthas Wohnung, müde von einer Nachtschicht im Krankenhaus: Kilometer gemacht auf einem in Neonlicht getauchten Stationsflur. Abgeschirmt vom Dunkel draußen. Die Station, wie ein erleuchtetes Lazarettschiff, das ohne Steuerruder auf der nächtlichen See treibt. Ein rotes Licht geht über einer Zimmertür an. Ich öffne die Tür. Zwei Betten stehen wie geparkte Limousinen nebeneinander. Eine Hand bewegt die Triangel über dem Bett. Dann die Stimme einer Frau: »Hier, Habibi, ich brauche sie. « Sie flüstert. Ich gehe zum Bett am Fenster, beuge mich zu ihr herunter: Bettpfannen unter dünstenden Körpern. Meine Fingerkuppen auf pochenden Handgelenken. Blutdruckmanschetten pressen alle Sorten von Oberarmen zusammen und erschlaffen langsam. Das rhythmische Klopfen des Herzschlags in meinem Ohr und meine

Hände unter schweißnassen Achselhöhlen. Mit Trippelschritten geht's in Waschkabinen und zurück. Katheter münden in geröteten Eicheln. Geweitete Pupillen. Der immer nahe Tod in den Augen und danach am Nackenfleisch ertastet – ohne Puls.

Der Geruch von Desinfektionsmitteln begleitet mich, als ich das Krankenhaus verlasse.

In der U-Bahn, auf dem Weg zur Eberswalder Straße schlafe ich ein und erwache vom Gestank der Kleidung eines Bettlers, der durch den Wagen schlurft. Ich schiebe ihm dankbar eine Münze zu, steh von meinem Sitz auf, gehe zur Tür und betrachte mein Spiegelbild in der Scheibe vor dem dunklen Tunnel. Ich seh auf die vorbeiziehenden Geländer, als der Zug den U-Bahn-Schacht verlässt, die Fassaden der Häuser dahinter, steige aus, gehe über den Bahnsteig zum Ausgang. Die roten Lichter über den Wagentüren leuchten auf, begleitet vom monotonen Signalton. Ein kühler Märzmorgen. Der Geruch von Kohleöfen liegt noch schwer unter dem grauen Himmel.

Als ich die Tür zu Ruthas Wohnung aufschließe und über die weiß gestrichenen Dielen im Flur gehe, ist alles still. Ich schiebe die Tür zu Ruthas Zimmer auf, gehe hinein: Klamotten liegen überall auf dem Boden verteilt, ein paar CDs ohne Hüllen dazwischen. Der Sessel am Fenster, durch das man hinaus auf die U-Bahn-Gleise sieht, bedeckt von Krempel. Ausgeleerte Schminktaschen, Schmuck, Unterwäsche. Das Bett ist aufgeschlagen und leer.

Ich gehe hinüber zu Malik. Der Junge sitzt im Schlafanzug auf dem Teppichboden und beschäftigt sich mit seinem Spielzeugkran.

»Malik!«, rufe ich mit gedämpfter Stimme. Er wendet den Kopf und sieht mich mit großen Augen an. Er lächelt nur kurz und setzt dann sein Spiel fort. Ich setze mich zu ihm auf den Boden und schaue ihm zu. »Wo ist Rutha?«

»Vorhin weggegangen.«

»Vorhin? Wann? Ich dachte, sie wartet, bis ich da bin.«

Er zieht die Schultern hoch. Dann sagt er: »Sie meinte, du kommst gleich.«

Ich sehe ihm noch eine Weile beim Spielen zu. Irgendwann strecke ich die Beine aus, lege mich auf den Teppich und schlafe ein; erwache erst wieder, als mich etwas an der Nase kitzelt.

Malik hat mein Gesicht mit meinen Haaren verziert. Zwei Zöpfe liegen kunstvoll um meine Nase. Einer kommt von der rechten Seite meines Kopfes, der andere von der linken. Er ist gerade dabei, aus den anderen Zöpfen einen dicken Strang zu flechten, als ich die Augen aufschlage und nach seinen Händen packe.

»Kleiner Frechdachs!«, rufe ich, und er springt lachend auf, flüchtet zur anderen Seite des Zimmers. Dort steht er eine Weile und die Erwartung, Fangen zu spielen, bringt ihn zum Kichern. Ich binde meine Dreadlocks hinter dem Kopf zusammen.

»Hast du gegessen?«, frage ich.

»Nein!«, antwortet er.

»Hast du Hunger?«

»Ja!«

Und ich sehe, dass er noch immer darauf wartet, dass ich mich darauf einlasse, Fangen zu spielen.

»Hey, Kleiner, ich bin jetzt echt zu müde, zum Fangen spielen, verstehst du?«

Er nickt ein wenig enttäuscht. Ich gehe durch den Flur zur Küche und spüre diese unsichtbare Kraft, die uns voneinander wegzieht. Weiß nicht genau, was es ist, woher dieses Gefühl kommt: Er ist an diesem Morgen nicht anders als er sonst ist. Und auch ich bin nicht anders als sonst, müde, ein wenig abgekämpft nach einer Nacht im Lazarettschiff.

Es ist ein Gefühl im Bauch. Die Sinne empfangen Nachrichten aus einer anderen Welt, warten darauf, dass sich diese Nachrichten in Zeichen zeigen, die sie entziffern können.

Ein Zettel mit Ruthas Schrift auf dem Küchentisch:

Bin unterwegs. Sehen uns heute Abend bei Indigo im Café Dizzy.

Malik kommt in die Küche, setzt sich auf seinen Stuhl.

»Was steht auf dem Zettel?«, fragt er.

»Wir treffen Rutha heute Abend bei Indigo«, sage ich und er jubelt. Er mag Indigo und auch das Café Dizzy, wo wir sie meistens treffen. Es ist wohl die Stimmung dort. Gerade, wenn es draußen dunkel ist und der Raum wie ein Glaskasten in der Kulisse der Stadt steht, kann er stundenlang am Fenster sitzen und rausschauen. Vielleicht ist es aber auch nur die Vorfreude auf den Kuchen, den Indigo ihm serviert, wann immer wir sie dort sehen.

Nach dem Frühstück machen wir uns auf den Weg zum Zoo, laufen auf der Straße und ich muss ihn immer wieder ermahnen, langsam zu gehen und sich nicht zu weit von mir zu entfernen. Das Hinken ist ein Andenken an meine Kindheit im Heim. Ein Unfall. Ein schlecht verheilter Bruch des linken Beins.

In der U-Bahn kommt die Müdigkeit zurück. Ich sitze auf einem der Polstersitze in der Mitte des Wagons, sehe aus dem Fenster, wo die Tunnelwand vorbeigleitet. Malik spielt an einer der Haltestangen Karussell, hält sich mit einer Hand fest, dreht sich im Kreis und lacht dabei ausgelassen. Ich schaue von Zeit zu Zeit zu ihm hinüber.

Am Bahnhof Mohrenstraße blicke ich hinaus auf den fast menschenleeren Bahnsteig. Ich höre Malik jauchzen und höre, wie das Jauchzen wilder wird und auch das Quietschen seiner Hand an der Stange. Das Signal der schließenden Türen tönt schon durch den Wagen, als das Quietschgeräusch plötzlich etwas Endgültiges bekommt und dann mit einem Mal verstummt. Ich schaue hinüber. Der Junge ist weg. Die Türen sind bereits geschlossen und ich denke, dass er vielleicht hingefallen ist und nun hinter dem Sitz liegt. Ich stehe auf, sehe nach, aber dort ist er nicht. Der Zug fährt an. Ich schaue aus dem Fenster und sehe, wie Malik sich auf dem Bahnsteig aufrappelt, sich die Handflächen an den Hosenbeinen abreibt; dann, wie er den Kopf hebt und dem abfahrenden Zug mit ungläubigem Staunen hinterhersieht. Nur wenige Sekunden später habe ich ihn aus den Augen verloren. Der Zug taucht in die Dunkelheit und ich erblicke meinen Körper in der Spiegelung, erstarrt wie eine Wachsfigur.

* * *

Mein Körper ist so steif, als hätte ich Monate in einem Gipsverband gelegen. Ich versuch, mich zu bewegen, alles schmerzt. Ich bin in einer großen Glasvitrine, die in einem herrschaftlichen Saal steht. Hohe Mauern, Stuck unter der Decke. Das Ambiente eines alten Palastes.

Meiner Vitrine gegenüber: ein weiterer Kasten aus Glas. Darin steht Olaudah, bekleidet nur mit einem Rock aus Stroh. Ein muskelbepackter Riese mit kahlrasiertem Schädel.

Er schaut zu mir herüber, winkt, legt dann seine Handflächen von innen gegen die Scheibe, drückt hier, dann dort gegen das Glas. Ich möchte ihm auch zuwinken, aber mein Arm schmerzt, als ich ihn heben will. An meinem Körper scheint alles gebrochen.

Von der Seite höre ich Stimmen, die sich nähern. Ich quäle meinen Kopf in ihre Richtung. Dort kommen ein paar Leute durch eine hohe Schiebetür herein. 15 oder 20 sind es. An der Spitze der Gruppe geht eine kleine, blonde Frau in einem dunklen Hosenanzug und weißem Hemd. Als sie näher kommt, sehe

ich das Schild an ihrer Brust. FRAU SCHLIEMANN steht da. Sie spricht. Durch das Glas kann ich sie kaum verstehen. Sie hebt den Arm wie eine Verkehrspolizistin und deutet zu meiner Vitrine herüber. Alle Blicke richten sich auf mich. Die anderen stehen nun dicht vor dem Glas und beglotzen meinen Körper. Ich bewege mich nicht, rolle nur meine Augen hin und her und beobachte so die Szenerie.

Ich habe fast nichts an, das spüre ich und weiß, dass es nicht viel mehr sein kann als das, was Olaudah dort im anderen Käfig trägt. Frau Schliemanns linker Arm fährt theatralisch in die Höhe. Alle wenden den Kopf hinüber zu Olaudah und folgen ihr dorthin. Er steht mit verschränkten Armen und breitbeinig da, und als ich mir sicher bin, dass alle Blicke auf ihn gerichtet sind, wage ich, mich etwas zu bewegen. Stroh raschelt leise über meinen Brüsten. Ein neckisches Baströcken kratzt auf der Haut.

Ich bin noch damit beschäftigt, als mich ein lautes Raunen draußen vor dem Glaskasten aufschreckt und dann der schrille Schrei der Frau im dunklen Hosenanzug. Ich schaue auf. Olaudah hat sich bewegt. Er nimmt einen faustgroßen Stein aus der Dekoration und schlägt damit auf die Scheibe ein. Der Alarm heult auf. Frau Schliemann hält sich beide Hände vor den Mund. Die Anderen stehen da, wie erstarrt. Ein Kind lacht laut auf und hüpft ein paar Mal auf und ab. Das Glas bekommt unter Olaudahs Schlägen Risse. Frau Schliemann streckt beide Arme in die Luft und brüllt so laut, dass sogar ich sie gut verstehen kann: »Das dürfen Sie nicht! Das ist verboten! Hilfe!« Dann sehe ich, wie sie verstört und laut nach der Security rufend aus dem Saal rennt. Die anderen folgen ihr.

Die Scheibe an Olaudahs Vitrine bricht krachend aus der Verankerung. Er schwingt sich aus dem Käfig und ist mit wenigen Schritten vor meinem Fenster, beginnt, mit dem Stein auf das Glas einzuschlagen. Mit vier, fünf Schlägen ist das Glas zerhauen und bricht klirrend aus dem Rahmen. Ich bewege das Bein, schreie vor Schmerzen dabei. Dann das andere Bein. Es tut höllisch weh, aber schließlich schaffe ich mich über das Podest hinunter. Scherben bohren sich in meine Fußsohlen. Meine Hände bluten. Der Alarm heult durch meinen ganzen Körper. Jeder Schritt schmerzt und bei jedem Schritt, den ich an Olaudahs Hand in Richtung einer roten Stahltür mache, hinterlasse ich Blutspuren auf dem Parkett. Ich bin sozusagen das Aschenputtel im Buschmann-Dress.

Hinter uns sind die schweren Schritte der Security zu hören. Die Sklavenfänger haben sich auf den Weg gemacht. Olaudah reißt die Stahltür auf und eisige Kellerluft schlägt uns entgegen. Es geht über einen kühlen Steinboden in ein dunkles Gewölbe hinein. Das Herz schlägt mir im Hals, der Körper schmerzt noch immer bei jeder Bewegung meiner rostigen Gelenke. Ich friere, halte mich jetzt mit beiden Händen an Olaudahs Unterarm fest.

»Ist nicht gerade das geeignete Outfit für so eine frostige Höhle, oder?«, rufe ich. Aber Olaudah zieht mich nur wortlos weiter.

Links sind von Kerzenlicht nur schwach erleuchtete Räume hinter Holzverschlägen. Im Vorbeilaufen sehe ich Totenschädel, die an den Wänden bis zur Decke aufgestapelt liegen, und Männer in vom Staub ergrauten Kitteln, die sich an den Schädeln zu schaffen machen. Dann ein weiterer Raum. Ausgezerrte dunkle Leiber in Ketten, die stöhnend in der Ecke liegen. Weinende Kinder. Erbärmlicher Gestank von Kot und Kadavern und Desinfektionsmittel hängt in den alten Wänden.

Zu meinen Schmerzen gesellt sich eine Angst, die tiefer sitzt als alle anderen Ängste, mit denen ich mich im Leben sonst so rumschlage. Hinter uns sind die Männer von der Security. Ihre Schritte kommen näher. Ich wende den Kopf nach hinten. Fackeln über den Köpfen von rohen Kerlen in einem zerzausten Musketier-Look. Drei Hunde ziehen röchelnd an ihren Leinen. Englische Flüche prasseln aus einiger Entfernung auf uns nieder und das Klirren der eisernen Hundehalsbänder sendet einen kühlen Schauer über meinen Rücken.

Olaudah bleibt vor einer Leiter stehen, die steil hinaufführt zu einer Luke.

»Da hoch«, sagt er und schiebt mich an sich vorbei.

Ich schaue zur Seite, an seinem Körper entlang, den Gang hinunter, wo die Fackelmänner mit ihren Hunden näher kommen. Ich klammere mich mit beiden Händen an der Leiter fest, klettere einige Stufen hoch. Als ich sehe, dass Olaudah mir nicht folgt, bleibe ich stehen.

»Was ist mit dir?«, frage ich und er schaut zu mir hinauf, dann über seine Schulter hinweg zu den Befackelten, dann zu mir zurück. »Geh!«, sagt er und schiebt mich die Leiter weiter hinauf.

Ich erreiche die Luke, drücke meinen Körper mit meiner ganzen Kraft von unten gegen die Eisenklappe, schlüpfe durch die Öffnung. Die Klappe fällt neben mir zu. Ich lege mich darauf, rolle mich zusammen wie ein Fötus und halte still, warte, lausche auf das, was sich unter mir im Kellergewölbe abspielt, aber höre nichts. Nur das Säuseln von Stimmen, die irgendwo scheinbar in weiter Ferne den Singsang einer kleinen Menschenmenge verbreiten. Dann eine vertraute Stimme in der Nähe, die von oben kommt: »Ja, sag mal, Mädel, was machst du da eigentlich? « Es ist die Stimme von Rutha-Pong.

Ich rolle mich herum auf die andere Seite. Vor mir, leere Bierkisten, ein roter Putzeimer, über dessen Rand ein grün und weiß kariertes Tuch hängt und Schläuche unter den silbrig glänzenden Wannen eines Spülbeckens. Das Dizzy! Ich bin bei der Arbeit und liege hinter dem Tresen auf dem Boden.

Ich rappele mich hoch, betaste meinen Körper, um zu sehen, ob ich noch in Stroh gekleidet bin, versuche, als ich merke, dass ich meinen üblichen Hip-Hop-Schlabberlook und meine braunen Wanderstiefel trage, es so aussehen zu lassen, als würde ich mir nur die Kleider abklopfen.

»Hey«, sage ich so gewohnheitsmäßig, wie es eben geht, und: »Alles klar bei dir?«

Rutha hebt die Augenbrauen, sagt: »Bei mir schon...Wie sieht's bei dir aus?«

»Geht schon«, sage ich und: »Ja, alles klar soweit.«

Sie tippt mit ihren langen Fingernägeln auf dem Tresen neben einem leeren Whiskyglas herum. »Hör mal Schätzchen«, sagt sie, »wie lange willst du mich denn eigentlich noch hier auf dem Trockenen sitzen lassen?«

* * *

Indigo greift eine Whiskyflasche aus dem Regal, dreht sich zurück und fummelt am Verschluss herum.

»Gib ordentlich rein, Herzchen«, sage ich. Ich habe Lust zu trinken. Ich hab Lust auf einen betäubten Körper und betäubte Sinne; Nerven, die in Situationen, auf die sie sonst mit Starkstrom reagieren, nur noch amüsiert vibrieren. Ich zünde mir die nächste Zigarette an.

Hans, der Besitzer vom Dizzy, kommt um die Ecke. Ein langer Lulatsch mit einem Kugelbauch. Buschiger Schnauzbart und Nickelbrille. Immer, wenn er Stress hat, fährt er sich mit den Fingern durch seine schulterlangen, dunkelbraunen Haare. Seine Frisur ist jetzt total zerzaust. Er zieht eine CD aus dem Regal und schiebt sie in den CD-Spieler.

Ich beobachte Indigo beim Einschenken. »Mach's wie Hans«, sage ich, »viel Whisky, wenig Cola.«

»Eis?«, fragt sie, während die Musik einsetzt. Jazz schlägt mir mit allem entgegen, was ich damit verbinde. Die Fifties, schwarze Männer in dunklen Anzügen, verrauchte Bars... Ich ziehe an der Zigarette und wedele mit der Hand. Damit meine ich: kein Eis! Sie versteht es und stellt das Glas vor mich hin, schaut mich an wie eine Drogendealerin, die gerade drüber nachdenkt, wie sie ihren Junkie retten kann, während sie ihm ein Päckchen Stoff zuschiebt.

Ich kann so einen Blick jetzt gerade nicht gebrauchen, denke ich. Auch deswegen trinke ich ja, weil diese Blicke, voll mit dem unverschämten Selbstverständnis dieser völlig verdrehten Welt, wie Treibsand durch meinen Körper wehen. Es macht mich kirre!

Ich lehne mich auf dem Barhocker weit nach hinten, setze das Glas an und kippe das Zeug in einem Zug herunter. Dann schließe ich die Augen, lege das Kinn auf die Brust und warte darauf, dass die Wirkung einsetzt.

Billie Holiday singt.

Ich höre, wie Hans sagt: »Ach, Indigo, wo hast du denn den Wein aus dem Keller hingestellt?«

Und sie: »Welchen Wein, Onkel Hans?«

Er sagt: »Na, ich hatte dich doch vorhin runtergeschickt, um Wein hochzuholen.«

»Kann mich nicht erinnern«, sagt sie und ich höre, wie sie den Kühlschrank öffnet und ein, zwei Flaschen reinstellt.

»Okay«, schnaubt Hans, »was soll's, dann gehe ich eben selbst runter.«

Die Kellerluke wird aufgezogen. Dann höre ich, wie er langsam über die Leiter runtersteigt. Ich blase Rauch aus und schiebe die Kippe in den Aschenbecher. Jemand öffnet hinter mir die Caféhaustür. Ein kühler Windhauch geht über meinen Rücken. Ein Kind tritt ein. Ich höre es an den leichten Schritten. Mein Sohn, denke ich, öffne die Augen und schaue über die Schulter nach hinten.

Malik ist allein. Habibi ist nicht dabei.

Ich drehe mich zur Seite und strecke meine Hand nach ihm aus.

»Wo ist Habibi?«, frage ich. Er legt seine Wange auf meinen Schoß und sagt: »Weiß nich', hab ihn in der U-Bahn verloren.«

So liegt er eine Weile da. Ich streiche ihm über die Locken, hebe den Kopf leicht, schaue zur Seite und sage dann: »Mach mir noch einen.«

Indigo schiebt ein Stück Torte auf den Tresen und daneben eine große Tasse Schokolade. Ich hebe Malik auf den Barhocker neben meinem und er fährt gleich mit der Gabel in die Sahne.

»Was ist passiert?«, frage ich und stürze das nächste Glas Whisky-Cola in mich rein. Er erzählt mir die ganze Story von der U-Bahnfahrt, wie sie sich dann verloren haben und wie ihn dann irgendein großer Schwarzer bis zur Straßenecke beim Dizzy gebracht hat.

Ich rauche, höre zu, spüre, wie der Whisky mich langsam von innen überschwemmt. Leichtes Schwindelgefühl setzt ein, das Murmeln der anderen Gäste verschwimmt im Raum. Ich sehe alles durch eine Weichzeichner-Linse und meine Lider werden schwer. Als ich nach Maliks Wange greifen will, um ihm die Sahne wegzuwischen, sind meine Hände wie in Watte gepackt und ich müh mich ab, meine Finger dahin zu bringen, wo sie hinsollen.

Die ersten Akkorde von Billie Holidays >I Cover the Waterfront < sind zu hören. Ich schließe die Augen und meine Sinne bestaunen die vielen kleinen Sensationen, die in meinem Innern sonst noch so passieren. Jemand öffnet die Tür, betritt den Raum. Ich weiß, es ist Habibi. Ich kenne seine Bewegungen, und wenn er dann herüberkommt zur Bar, ist es für jeden leicht, ihn an seinem Hinken zu erkennen. Ich rieche den Regen, der sich in seinen Haaren verfangen hat und der auf seinen Kleidern liegt.

Ich höre, wie er mit Malik redet, und fühle, wie mein Körper auf ihre Stimmen reagiert. Ihre Vertrautheit berührt mich. Etwas daran stört mich. Es drückt einen tiefen Schmerz in mich hinein. Ich weiß, es liegt an mir, ob sie getrennt oder so zusammen sein werden wie in diesem Augenblick.

Als ich am Morgen im Gefängnishof saß und am Lack geknibbelt hab, hab ich gespürt, dass sich da was bewegt in mir, etwas das zwischen uns ist, mir, Habibi und Malik und auch vielleicht Olaudah, der immer irgendwo im Äther unseres Seins vagabundiert. Ein Geist, dessen Einfluss auf unser Dasein vom Staat bestimmt wird.

Was will ich wirklich, frag ich mich, und diese Frage rast in diesen Tagen auf mich zu wie eine Schnellbahn. Ich steh auf den Gleisen, hypnotisiert von ihrer Zielgerichtetheit, manchmal beleidigt, dass das Leben mir tatsächlich eine Antwort abverlangt auf diese Fragen: Was will ich für mich? Was will ich für dieses Kind, für Habibi, für Olaudah?

»Hey, Habibi«, hör ich Indigos Stimme vom Tresen her. Ich weiß, dass er ihr jetzt zunickt und zu ihr herüberlächelt. Nimm doch sie, Mann! Lösen wir's doch auf die elegante Tour! Und ich könnte sagen, ganz die Güte in Person: »Ja doch, Kinder, ihr habt meinen Segen. Ich gönn's euch, werdet glücklich!«

Ich spür ihn nah bei mir. Soweit ist es jetzt. Soweit ist es längst: Das feine Gespür zweier Körper, die sich kennen. Die Zellen, auch wenn sie im Suff baden, haben sich aufeinander ausgerichtet, fangen an zu tanzen im Gewebe, wiegen sich im Blues.

Ich öffne die Augen. Habibi steht ganz dicht vor mir und schaut mich an. Ekelerregend nüchtern. Und in dieser Nüchternheit begegnet mir alles, was jemals über vollgeknallte Frauen gedacht, gesagt, geschrieben worden ist. Mein Geist repetiert in einer kollektiven Trunkenheit Dinge, die wir nie über die Lippen gebracht haben und nie über die Lippen bringen werden und die doch da sind, zwischen uns, jeden Tag. Alles dreht sich. Ich will noch mehr trinken. Ich will noch mehr Verstörung, noch mehr Taubheit, und ich will Erleichterung. Dieses Gemisch aus altem Zeug, das durch unsere Hirne treibt und dann die ewig durch diesen Nebel schimmernde Hoffnung; eine leise, viel zu leise Stimme, die beständig sagt: wir können es doch wagen, uns von diesem alten Kram zu lösen und gemeinsam losziehen: in unsere eigene Welt!

Ich leg meine Arme um seinen Hals, strecke ihm meinen Mund hin. Er küsst mich auf die Lippen. Ich lege meine Wange auf seine Brust, schaue rüber zum Fenster. Draußen ist es dunkel geworden. Kerzenlicht verbreitet eine schummrige Atmosphäre. Billie Holidays Stimme ist um uns wie eine Mama, die >Gute Nacht< sagt und dann aus dem Zimmer geht. Ich sage: »Habib, Mann. Du arme Sau musst Dich jetzt um mich kümmern.«

Ich spüre sein Lachen an meiner Wange.

* * *

Ich bin wieder wach. Die Augen sind offen. Im Mund wälzt sich der schale Geschmack von abgelecktem Briefmarkenkleber und wickelt meine Zunge in zähen Speichel. Meine Sinne tasten sich zurück in die Umgebung, in der mein Körper lag, während sie, unterwegs in meiner Schattenwelt, die Früchte ihrer Ohnmacht aßen.

Eine Strohmatte kratzt an meiner Wange. Unter der Matte ist Holz. Es drückt gegen mein Gesicht und es tut weh.

Ich schaue nach oben. Von dort starrt eine alte Stehlampe auf mich herab. Daneben ein alter Sessel. Der Geruch des Polsterstoffs bringt die Erinnerung zurück: Meine Großmutter. Ihr Sessel, auf dem sie immer sitzt und Zeitung liest. Ihr achtzigster Geburtstag und meine Familie, die in einem der nahen Räume versammelt ist. Ihre Stimmen plätschern zu mir herüber wie ein kleiner Bergbach.

Auf dem Boden, unter dem Sessel, liegt eine Zeitung. Ich lese die Schlagzeile auf der Titelseite: Bundesrat stimmt über neues Zuwanderungsgesetz ab! CDU verlässt geschlossen den Saal!

Ich bin mal wieder zusammengeklappt. Ich wünschte, ich könnte mit gutem Gewissen sagen: >Es kommt nicht wieder vor<, aber es wird wieder vorkommen und wieder und wieder und wieder.

Es hat angefangen, als ich sieben war. Seit einigen Monaten hat sich das Ganze ausgeweitet und ich rechne fast in jedem Augenblick damit, aus der Welt zu kippen. Es macht mir Angst. Ich beobachte meinen Körper, ich überwache meine Sinne, kontrolliere meine Wahrnehmung wie ein Junkie, der seine Trips zu einer Wissenschaft gemacht hat.

Die Ärzte haben mich auf Sichelzellanämie untersucht. Die Vermutung, dass irgendwo in mir ein afrikanisches Erbe verborgen liegt und mir das Leben schwer macht, ist legitim. Das Ergebnis war negativ. Sie ziehen die Schultern hoch und kommen nicht weiter. EKGs, EMGs, EEGs. Stethoskope, die kühl über meinen Brustkorb wandern. Das leise Frösteln, das dabei meinen Körper durchzieht. Der Würgereiz beim Anblick von Holzspateln.

Über das Parkett nähern sich Schritte. Es ist meine Mutter. Ich erkenne das Geräusch, das ihre alten Biotreter auf dem Holzboden machen. Ich drehe mich auf die Seite und beobachte, wie die Schuhe langsam näher kommen. Die Latschen, weiße Strümpfe und den Saum ihres dunklen Kleids, das sie sich zur Feier des Tages angezogen hat, mehr sehe ich von ihr nicht. Sie bleibt neben meinen Knien stehen. »Na, wieder unter den Lebenden?«

»Sieht ganz so aus«, sage ich und schaue zu ihr hinauf: Das Gesicht meiner Mutter, groß wie ein Ballon mit ihren immer leicht geröteten Wangen. Darüber ihre kurzen, schwarzen Haare, ihre malträtierte Dauerwelle. Sie kniet sich neben mir hin, streicht mir über den Kopf.

»Komm, das Essen steht schon auf dem Tisch, lass uns rübergehen.«

Mein Blick folgt der Bewegung ihres Kopfes hinüber zur Tür hinter ihr. Da drüben ist die Küche. Ich sehe den Herd, halb durch den Türrahmen verdeckt. Rechts vom Herd, eine Tür, die aus der Küche ins Wohnzimmer führt.

Jemand schlägt mit dem Besteck auf einen Porzellanteller ein. Dann die robuste Stimme meiner Tante Bi, die das Geräusch mit einem gezielten Befehl beendet; Onkel Simis trockenes Lachen und ein Stuhl, der über das Parkett gezerrt wird.

»Meine Güte, Kind, heb doch den Stuhl an!«, quäkt Tante Bertha und gleich danach höre ich die sanfte Tenorstimme von Onkel Hans nach meiner Mutter rufen: »Gudrun, weck sie jetzt auf, wir fangen an!«

Die Hand meiner Mutter ist unter meiner Wange. Die Spitzen ihrer Finger klopfen gegen meinen Hinterkopf. »Nun komm schon, steh auf, hm!?«, sagt sie.

»Was ist, wenn ich lieber liegen bleiben will?«

Ihre freie Hand klopft auf meinem Kniegelenk herum. »Denk an deine Großmutter, Indigo, heute ist ihr achtzigster. Wer weiß, wie oft wir sie noch so feiern werden.«

Ich setze mich auf. Meine Mutter schiebt ihre Arme unter meine Achseln und zieht mich auf die Beine. Sie ächzt. Ich bin nicht groß, aber ich bin auch nicht leicht. Darin sind wir uns ähnlich. Auch wenn Genforscher bei uns wohl nicht viele Übereinstimmungen finden werden – außer dem, was eben immer übereinstimmt, was immer ähnlich ist beim Menschen.

»Mir ist schwindelig«, sage ich. Meine Mutter legt ihre Arme um mich wie einen Rettungsring. »Atme mal kräftig.« Ich atme gegen ihre Arme an, gegen ihren Brustkorb.

Ich versuche, ihr in die Augen zu schauen. Das Blut in meinem Körper fließt langsam wie ein Strom aus Gel und treibt schwarze Schatten zwischen uns.

»Na, wird's besser?«

»Ja«, sage ich, »langsam«, und drücke meine weichen Knie gerade.

Wir gehen hinüber zu den anderen. Durch die Tür, die in die kleine Küche führt. Durch den schmalen Flur in das Wohnzimmer, wo alle um einen großen, runden Tisch sitzen, in dessen Mitte das riesige Aquarium eingelassen ist, in dem mein Großvater, als er noch lebte, seine Fische hielt und in dem jetzt nur noch ein Fisch ist, der dort umherschwimmt und die Beine unserer Familie durch die dicke Glasscheibe beglotzt. Ein Goldfisch namens Goldie.